Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 11

Artikel: Ragusa

Autor: Erny, Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637348

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

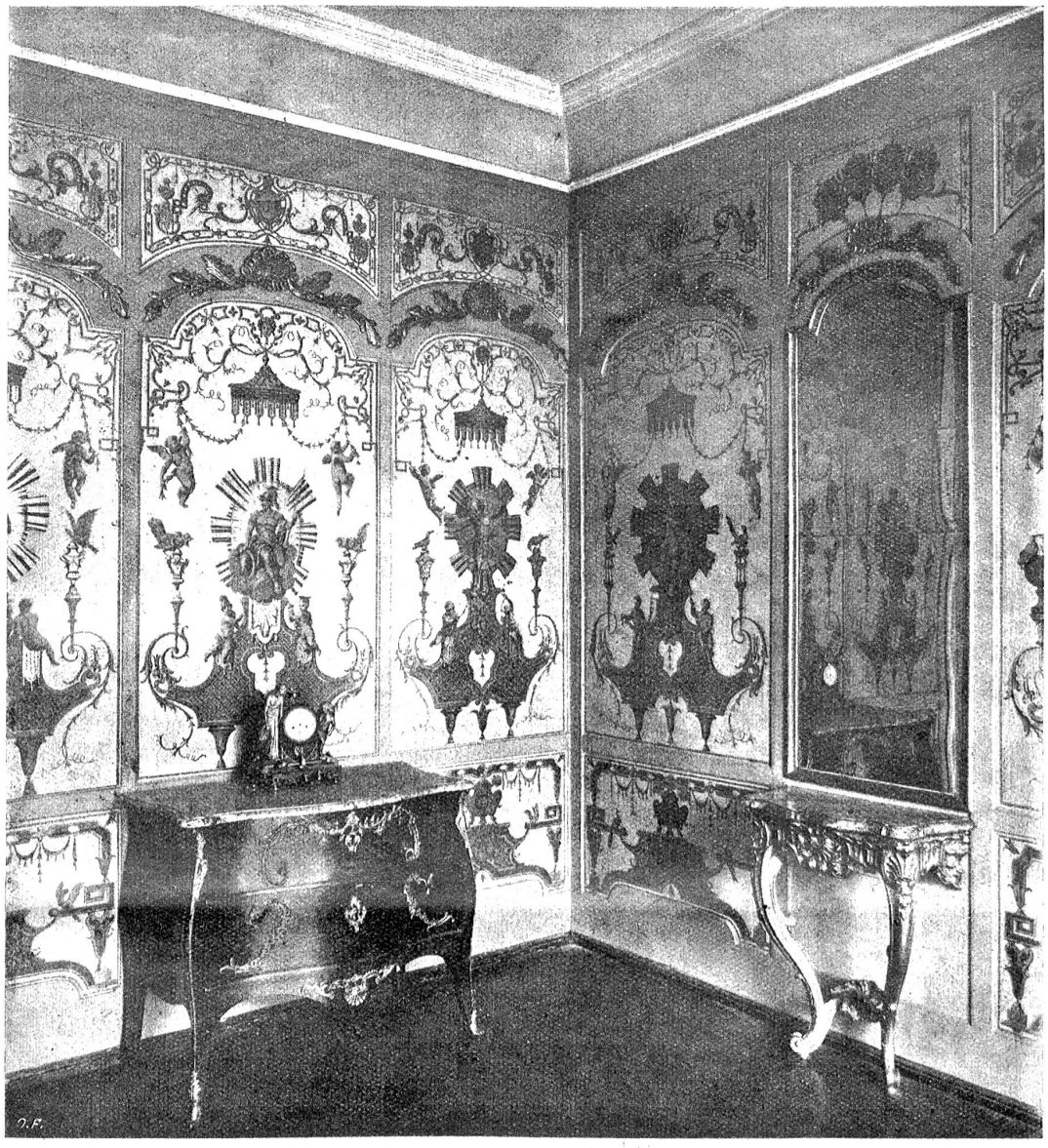
Schon vor der Uebernahme der Post betätigte Beat Fischer seine Baulust. Wenn wir Tillier*) glauben dürfen, so errichtete er 1666 in seines Vaters, des Herrn Gubernators Beat Fischer's Garten ob der neuen Gasse nach einem von Paris gekommenen obrigkeitlich genehmigten Modell auf eigene Kosten das sog. Ballenhaus, der Vorläufer des früheren Kasinos auf dem Platze, wo heute das Parlamentsgebäude steht. Schon wenige Jahre nach der Erwerbung des Reichenbachgutes, 1688, ließ er das alte Schloß abreißen und an seiner Stelle ein neues in italienischem Barock erbauen. Der Bau von 1688 zeigt reiche Stukkaturen an Wänden und Decken, die mit symbolischen Malereien aus der Mythologie nach der Auffassung der damaligen Kunstepoche geschmückt sind.

Sein Enkel Beat Fischer, der Jüngere, Herr zu Reichenbach, hat 1735 Schloß Oberried bei Belp, 1736 Schloß Gümligen und 1741 das sog. Hofgut Gümligen, ein wahres Schmuckstück der Baukunst, erstellen lassen. Er erweiterte auch das Reichenbach-Schloß und ließ es zu seiner heutigen stattlichen Größe anwachsen. Der südliche Trakt mit der einfachen aber imposanten Fassade und dem mächtigen Mansardendach gehört dem Erweiterungsbau an. Reichenbach blieb im Besitz der Familie Fischer bis zum Jahre 1892, da Herr Architekt Max von Fischer das Gut veräußerte. Heutiger Besitzer ist die Brauerei Meister-Hofweber A.-G. Die sogenannte Göttertapete und andere wertvolle Einrichtungen hat Herr v. Fischer in seine Villa auf dem Thunplatz hinübergenommen.

Das Reichenbach Schloß in seinem heutigen Zustande mit dem häßlichen Fabrikanbau nach Norden und seiner unruhigen gewerblichen Umgebung läßt an die andern bernischen Patrizierschlösser wie Hindelbank, Utzigen etc. denken, an denen sich ein wenig erfreuliches Geschick erfüllt hat.

Benutzte Quellen: Bürgerhaus des Kantons Bern I. Text von Prof. Dr. H. Türler. A. Tillier, Geschichte des eidg. Freistaates Bern, Neues Berner Taschenbuch, 1901, v. Rodt, Bernische Burgen.

*) Geschichte des eidg. Freistaates Bern IV. S. 451.



Schloss Reichenbach. — Salon über dem Gerichtssaal mit Louis XV.-Wandmalereien.

Sentenz.

Es ist seltsam, wie freundliches Wesen wohltut und armen Herzen erquicklich ist, wie Kranken der Sonne Licht. Gotthelf.

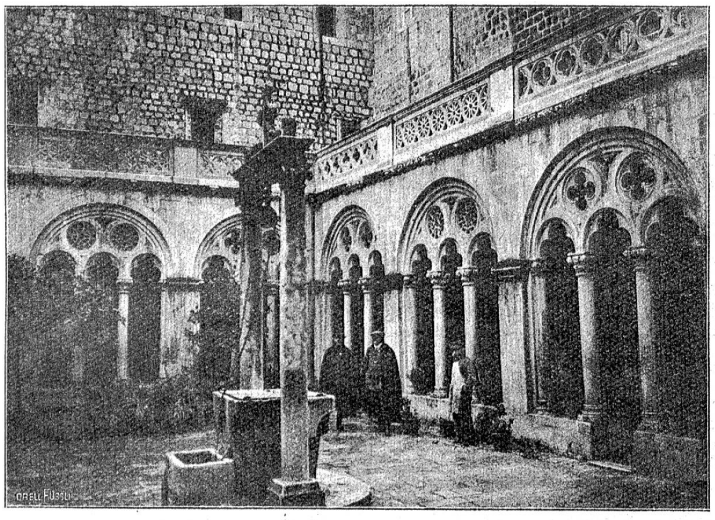
Ragusa.

Von Karl Erny.

Morgen sechs Uhr. Ich bin erwacht. Der Dampfer stoppt. Ich hebe meinen Kopf und horche, blicke um mich. Ich sehe an den runden, kleinen Guckfenstern die Wellen glitschen. Ich sehe, daß es Tag geworden ist.

Auf dem Deck, über meinem Kopfe, dröhnen Schritte. Im Gang wird es lebendig, eine Sirene pfeift, ein Nebelhorn gibt Antwort. Das Leben, der Tag erwacht. Aus der Küche, die nicht weit von meiner Kajüte liegt, dringt ein feiner Kaffeegeruch durch die Ritzen meiner Türe.

Ich fühle mich trotz gutem Schlaf noch müde. Unten jagt die Maschine wieder in gleichmäßigem Schwung. Langsam und bedächtig läuft sie. Geräusche werden immer lauter, schwellen an zu einem Orkan und lassen meinen schmerzenden Kopf nicht zur Ruhe kommen. Wellen prallen an, schlagen zusammen, klatschen und peitschen wild an die Schiffswände, Matrosen und Kohlenarbeiter schreien laut durcheinander. Türen knarren, werden zugeschlagen. Der Dampfer ächzt schwerfällig hin und her.



Dominikanerkloster in Ragusa.

Mit einem Ruck springe ich hoch und aus dem Bett. Rasch bin ich draußen auf dem Gang, wo sich die Türen der Kabinen öffnen und bleiche, verschlafene Gesichter umsehen. Ein schmächtiger Küchenjunge flitzt hurtig an mir vorbei. Ich kann ihn noch bei seinen Rockschößen erwischen.

Der Dampfer wiegt sich leicht und als ich auf Deck komme, schlängelt er sich tänzelnd durch die kleinen, braunen Felsen von Gravosa. Das Wasser ist dunkelgrün und scheint schwer wie Schlamm. Eine warme Sonne am Himmel. Es riecht nach Teer und Holz und Dampf. Auf der Brücke steht der erste Offizier. Die Hände auf dem Rücken, ein wenig übernächtig.

Die Passagiere promenieren und sehen nach dem Land aus. Man beachtet sich kaum mehr, wo man gestern noch vertrauliche Reisegefährte war. Die Verheißung des festen Bodens unter den Füßen, hat eine kleine Revolution entfacht. Nervosität beherrscht uns. Die Sonne beginnt ihr Tagewerk. Eine Nebelwand muß bald weichen. Sie wird rissig und löst sich mehr und mehr auf.

Da sehen wir die Höhenzüge vor uns. Sanfte, weiche Erdwellen. Braun wie Maikäferrücken. Bäume tauchen auf, nach und nach ein weißer Strand. Häuschen, wie bunte, kleine Kinderspielzeuge glitzern in der grellen Sonne. Man drängt und schiebt sich, Aufruhr. Hasten und Lärm. Eine halbe Stunde später haben die Dalmatiner das Schiff erobert. Sie stürzen sich uns entgegen, mit blitzenden Augen, dunkles Haar in der Stirne, von Schweiß feucht und angeklebt.

Sie nehmen von uns Besitz, wie von einer Ware. Entreißen uns die Handtaschen. Namen von Pensionen werden uns entgegengerufen, Stöße aus dem Gedränge schlagen uns vor die Brust. Verzweifelte Rufe erschallen. Man duckt sich wie unter Keulenhieben und im Verlauf einer weiteren Viertelstunde sind wir endlich am Land . . .

Mein Diener schleift mich zu einem Wagen. Ein großer Kerl mit einer Riesenpeitsche steht wartend da. Das Gepäck wird geladen und im Galopp geht es den steilen Berg hinauf. Wuchtige Schläge fallen auf die glänzenden Rücken der Pferde. Der Fuhrmann grinst mich an, wenn ich das Schlagen der Tiere verbiete. Dann spuckt er in großem Bogen aus. Lacht verächtlich.

Häuser bleiben auf der Fahrt ungesehen liegen. Eine Kaserne sperrt ihr großes Maul auf. Dunkel und gespenstig steht der Block da und macht sich breit. Die Torwache mit blankem Säbel salutiert. Dann geht die Fahrt weiter. Kleine Häuser, weiß und sauber, daneben armselige Baraken. Wir haben die Höhe erreicht . . .

Kleine Gehöfte, Oel- und Feigenbäume ragen in die Luft und dahinter dehnt sich blau und grün, schillernd und weit das große Wasser . . . das Meer . . .

Der alte Wagen holpert und humpelt einem Höckerweib gleich über das schmutzige Pflaster und durchfährt einen roten Torbogen. Ein versteinerter Platz mit einem alten, wundervollen Brunnen bietet sich meinem Auge. Da sind wir schon im „Hotel".

Ein schwarzbärtiger Portier empfängt mich, ein unrasierter Kellner macht einen Bückling. Dunkle Korridore — schwerer Geruch und ein düsteres Zimmer. Das Zimmermädchen, ein Mädchen mit vollen Formen, hat den Brustlatz an der Bluse offen und blinzelt mich an. Das Zimmer ist mit toten und lebenden Insekten bedeckt — in der Waschschüssel sitzt noch der letzte Rest des vorhergehenden Gastes.

Treten wir ans Fenster und hier — erstreckt sich die Stadt und unser venezianischer Frühlingstraum beginnt . . .

Da rundet sich ein dickes Festungsgemäuer, dort Bastionen und viereckige Türmchen, Wälle und trockene Wassergräben. Ein großer Turm mit Kasematten flankiert einen kleinen Höhengipfel. Seine ausgebrochenen Zinnen und Fenster schauen tot ins Tal hinunter wie erloschene Augen eines Greises. Auf den Höhen aber wimmelt es von Palmen und Masten . . .

* * *

Patrizier wohnen hier in diesem Nest. Ragusa. Erst unter römischer Herrschaft, von den Griechen gegründet. Ungarn, Serbien, Bosnien, Frankreich und Deutschland haben es an sich gerissen. Es war der Traum einer Nacht . . .

Trotz dieser fremden Menschenströme hat sich Ragusa seine Eigenart bewahrt. Kein noch so fester Wille hat ihm sein eigenes Gepräge nehmen können. Ein eigener Menschenschlag ließ sich nicht vertreiben, hielt mit Zähigkeit fest. Das Patriziertum verteidigte sein Blut wie sein Heim bis aufs Messer. In den Straßen gab es Kämpfe, Dolche zuckten, Schreie gurgelten und am Morgen warf man die Leichen über die Felsen, ins Meer hinunter. Aus dem Traum einer Nacht wurde eine Räuberhöhle.

Italien gibt diesem Flecken seine Kultur. Beschränkt. Einfach. Doch anmutig wie eine Perle ist dieses Nest. Diese verträumte Menscheninsel. Bezaubernd wie eine Sphinx. Bestrickend wie Gold und verführerischer als eine schöne Frau . . .

* * *

Ich verlasse Zimmer und Haus. Durch Gassen, Gäßchen und Stiegen hinunter komme ich auf den ehrwürdigen, schmutzigen Marktplatz. Ich tauche in das Getriebe der flutenden Menge unter. Tauben gurren von den niederen Dächern. Enten schleppen sich über den gelben Sand. Fische springen in großen, runden Bottichen über das Wasser, es duftet nach Blumenkohl und Karotten. Daneben Blumen . . . Blumen . . . Blumen . . .

Man muß sich abwenden, um von dem Geruch nicht betäubt zu werden. An schmalen Fleischständen hangen blutige Fetzen Fleisch, Hunde unter dem Tische scharren nach Knochen. An einer Ecke kauert ein alter Bettler und streckt die Hand gebieterisch nach jedem Passanten. Ein Marktkommissär besieht die Waren. Hinter Bergen von süßen Früchten lachen freundliche Bäuerinnen in roten Tüchern und schmucke Mädels gucken schelmisch hinter grünem Blätterwerk hervor . . .

Ich wandere die schmalen engen Gassen heimwärts. Offene Verkaufsläden. Auf einer Stiege sitzt ein Greis und trinkt aus einer Flasche den süßen, öligen Dalmatinerwein. Die Fenster der Häuser stehen offen. Eine Orange wird mir vor die Füße geworfen. Ich blicke auf. Ein brauner Frauenkopf verschwindet hinter der Gardine . . .

* * *

Eine Stunde später ist die Stadt still und ruhig. Mittagsschlaf. Der Marktplatz ist wie ausgestorben. Bedeckt von Abfällen und Kehricht. — In einem Streifchen Schatten an

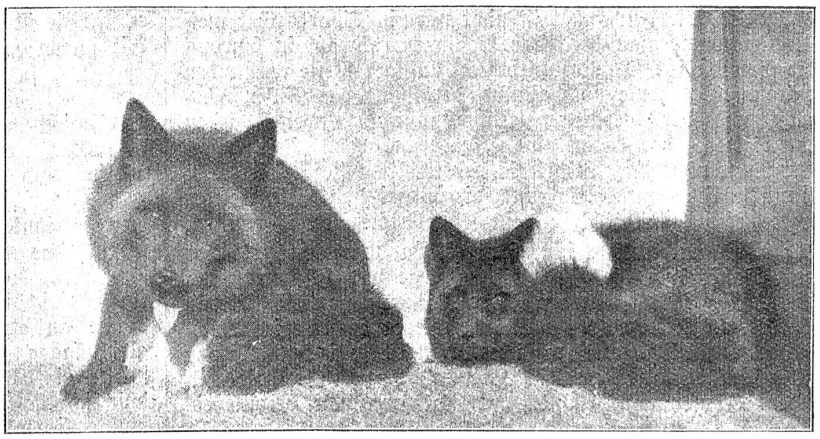
einer Mauer steht ein Maultier vor einem kleinen Zweiräder. Sein Kopf hängt zu Boden. Es schläft. Bloß die Haut vibriert und der Schwanz schlägt im Traume die summenden Fliegen. Auf einem Stein liegt der Treiber. Mit offener Hemdbrust, eine ausgebrannte Zigarre zwischen den weißen Zähnen. Alles hat sich in die weißen Häuser verkrochen. Von dem Sommer ermattet, liegen sie herum, schlaff und ohne Begierde. Die Kinder sitzen in den dunklen Haustoren und spielen. —

Blau liegt das Meer vor Ragusa . . . blau der Himmel . . .

Ungeheuer dehnt sich die Wölbung. Sanfte Wellen spielen am Strande. Ein großer, dunkler Vogel hebt sich vom Gebirge und zieht in langen Schwingenschlägen in die weiße, helle Ferne . . .

Nur noch ein Strich — noch ein Punkt . . . dann löst er sich auf als wäre er in Gottes Schoß versunken . . .

Unten das blaue Meer von Ragusa . . .

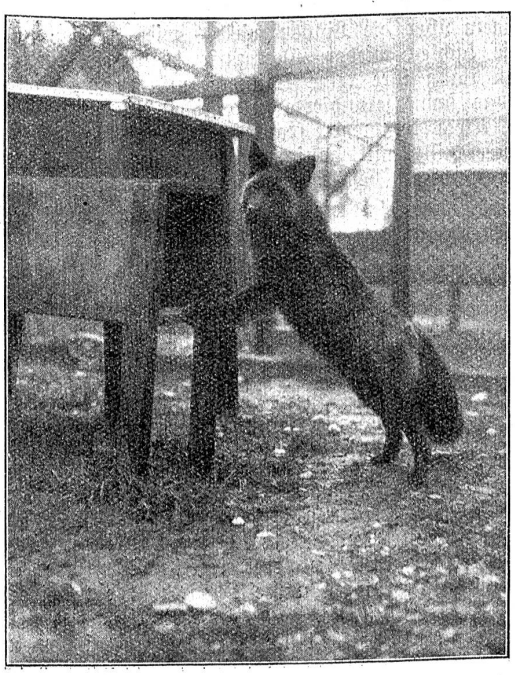


Ein misstrauisches Paar in den Fuchsgehegen des Rud. Ingold-Babic, Herzogenbuchsee.

Der Silberfuchs in Gefangenschaft.

Eine neue Industrie.

Das einzige Tier, welches bis heute zu seiner Selbsterhaltung in Domestikation gebracht worden ist, ist der Silberfuchs. Trotzdem die Zivilisation und die Kultur des Menschen mit ihrer Zerstörungswut in die Wälder und Schlupfwinkel der Tiere immer weiter vorgedrungen ist, hat bis kürzlich niemand daran gedacht, die wertvollen Pelzträger, die unabweisbar der Ausrottung anheim gefallen wären, durch Züchtung in Gefangenschaft zu erhalten. Zu jeder Zeit wurden wilde Tiere, also auch Füchse, welche wild gefangen wurden, in einzelnen Individuen für längere oder kürzere Zeit am Leben gehalten, sei es zu Studienzwecken, sei es als Kuriosität oder zum Vergnügen.



Ein acht Monate alter schöner Fuchs vor dem Eingang in seine Behausung in den Gehegen des Rud. Ingold-Babic, Herzogenbuchsee.

Die Absicht, Füchse in Gefangenschaft für Handelszwecke planmäßig zu züchten, ist das Verdienst einiger weitsichtiger Trapper der Prince Edward Island. Durch deren Anstrengungen, indem wilde Silberfüchse gefangen wurden, gelang es, die ersten Würfe in Gefangenschaft zu erzielen. Die Zuchtmethoden waren selbstverständlich vorerst nur primitive und mit der Zeit, nach dem Ueberwinden von Schwierigkeiten, erreichte man schließlich den Erfolg.

Die Nachbarn der ersten Züchter gewahrten bald den Erfolg und das erste Paar Schwarzsilberfüchse, das dann lebend zu weiteren Zuchtzwecken abgesetzt wurde, galt 4000 Dollars und schließlich wurden Preise bis 30,000 Dollars für das Paar in Gefangenschaft gezüchteter Silberfüchse bezahlt.

Der Weltkrieg lenkte die Finanzleute dann auf andere Dinge und die Nachfrage nach Zuchtfüchsen stoppte. Aber trotzdem haben weitblickende Züchter ihre Füchse weiter gezüchtet und den Stamm zu verbessern gesucht und die Bemühungen waren von Erfolg gekrönt.

Schließlich schenkten das Landwirtschaftsdepartement von Kanada und von den Vereinigten Staaten dieser Industrie volle Aufmerksamkeit und heute bestehen staatliche Versuchsanstalten und Fuchszuchtschulen. Die Nachfrage nach Zuchttieren wurde eine große, je mehr sich die Industrie entwickelte, ja, die gesamte Nachzucht wurde lebend abgesetzt, so daß am Pelzmarkt die guten und schönen Schwarzsilberfuchsfelle längere Zeit fehlten. Nur die Felle von weniger guten Tieren gelangten an die Auktion. Dieser Umstand bewirkte das Ausmerzen untauglichen Zuchtmaterials, so daß man heute wirklich erstklassige, reindurchgezüchtete Schwarzsilberfüchse in verschiedenen Typen hat und man nach planmäßigem System züchtet. Kürzlich organisierte sich die American-National-Silverfox-breeder-Association, zwecks Zusammenschluß sämtlicher Fuchszüchter zu einem Verbande. Diese Vereinigung führt genaue Stammbuch-Kontrolle.

Der Fuchszucht kann eine gute Zukunft prophezeit werden, denn es wird noch lange gehen, bis nur die Nachfrage nach wirklich schönen erstklassigen Schwarzsilberfüchsen befriedigt werden kann. Es gibt nichts schöneres in Pelzen als einen erstklassigen Schwarzsilberfuchs.

Da sich gewisse Gegenden Europas und insbesondere gewisse Berglagen für Pelztierzucht ebenfalls gut eignen, hat Herr Rud. Ingold-Babic in Herzogenbuchsee schon in den Jahren 1914—1915 die Frage für Import lebender Silberfüchse aus Amerika geprüft.

Leider vereitelte der Weltkrieg dieses Vorhaben und so war es erst im Jahre 1921 möglich, die ersten lebenden Silberfüchse aus Amerika einzuführen.

Das Ergebnis der ersten Zuchtversuche in der Schweiz war befriedigend und heute besitzt Herr Rud. Ingold eine Anzahl reinrassiger Schwarzsilberfüchse sowie Kreuzfüchse. Herr Ingold ist in der Lage, kommenden Herbst Zuchtfüchse zu liefern in allen Qualitäten und mit Abstammungs-